

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die eiserne Stadt.

Eine Vision von Paul Friedrich.

Die Sirenen heulten, die Dampfpfeifen schrillten gellend durch den Morgen, als wir in den Binnenhafen von Ferrum-Siderum einliefen. Der Himmel lag schwefelgelb über dem wirren Gesecht von Masten und Raaen und schwarz in die Luft stoßenden Essen, aus denen dichter, blaueschwarzer Qualm vom Wind zerfickt über die düsteren und geschwärzten Hafenschuppen wirbelte.

Der Lärm der Pfeifen, das Heulen der Sirenen der Fabriken war furchtbar, ohrenbetäubend, atemraubend. Und dieser Lärm hatte etwas so Schauriges, als auf der Mole kein Mensch zu sehen war.

Unser gutes Schiff, ein altes, wackliger Kasten, fuhr langsam ein. Wo kamen wir her? Von irgend wo, von einem weiten, wildblauen Meer. Die Fahrt war vergessen, kaum eine Erinnerung blieb, verschlungen von dem Lärm im Hafen von Ferrum-Siderum.

Riesenhaft, wie ein Symbol, ragte zwischen zwei langen eisernen Hallen ein gigantisches weibähnliches Wesen aus schwarzem Gußstahl in den gelben Morgen, nackt, einen eisernen Schlüssel über der breiten Schulter. Benommen von dem Anblick des übermenschlichen Frauenzimmers fragte ich den Kapitän, was es bedeute.

„Es heißt Fors clavigera“ gab er kurz zur Antwort und überließ mir, die Worte mir zu verdolmetschen. Matrosen unseres Schiffes booteten uns aus und fuhren uns an die Mole, wo wir von starken, sehnigen Armen gehoben Boden gewannen.

Nach einigem Zögern schritt ich auf eine der langen eisernen Hallen zu und sah, daß die Tore weit offen standen. Draußen konnte ich mächtige Defen sehen, in denen die rote Blut prasselnder Feuer tobte. Vor den Defen standen seltsame schwarze Gestalten und warfen mit heftigem Schaufelschwunge Kohlen hinein. Wortlos, stumm, in immer gleicher Bewegung. Da löste sich aus dem dunkeln Grau der Halle ein Schattenzug. Wuchs aus dem Finstern und kam grad auf mich zu. Jeder fuhr auf Schienen einen leeren Wagen. Als sie näher kamen, sah ich, was es war: Automaten mit eisernen Köpfen und eisernen Armen, die sich fest an die Wagen trampften und mit schweren dröhnenden Schritten sie vorwärts schoben.

Ich trat zur Seite und ließ sie an mir vorbei. Sie rollten die Wagen durch das Tor und hinaus an den Kai zu dem nächsten Kran, der unaufhörlich an eisernen Ketten und Winden, Wagen, mit Kohle beladen, von einem Schiffsdeck ablad.

Nach einer Weile kamen sie wieder zurück und schoben die bis zum Rande gefüllten Wagen in die gähnende Halle, in der die dampfenden Defen glühten.

Taktgleich dröhnte ihr Schritt — taktgleich blieben sie stehn. Dann kamen andere eiserne Männer geschritten und luden die Kohlen neben den Defen aus.

Unheimlich dünkte mir dies, und die Brust zum Zerpringen beengt, trat ich hinaus in den Morgen und wandte mich stadtwärts.

An endlosen Schuppen aus schwarzem Eisen entlang, in dem die Zyklopen lärmten, Räder schnurrten, Motore donnerten. Endlich war das Bild des Hafens verschwunden. Vor mir lag eine lange, schnurgerade Chaussee, langweilig, baumlos und strauchlos, in deren Mitte blühende Schienen dahinfließen, auf denen mit rasender Eile ein schwarzer Wagen heranzuht, von blauen Funken umsprüht. Dicht vor mir hielt er mit einem jähen Ruck.

Der Führer des Wagens glich den eisernen Männern aufs Haar, die ich in der Halle gesehen hatte. Nur trug er über der mächtigen Brille aus dunklem Stahl eine eiserne Kappe mit einem verstellbaren Schirm. Drei schwarze Teufel stampften mit schwerem Tritt ihrer mächtigen Glieder aus dem Innern und an mir vorüber dem Hafen zu. Der Führer aber nahm Kurbel und Blocke ab und stellte sie an dem anderen Ende des Wagens ein. Dann blieb er reglos stehn, die eiserne Hand an der Kurbel.

Berschüchtert von all den Gesichtern, sagte ich mir ein Herz und trat auf ihn zu. „Wo ist die Stadt, wo ist Ferrum-Siderum?“ fragte ich. Mechanisch hob sich der andere Arm, der nicht auf der

Kurbel lag, und wies die Straße hinunter. „Kann ich mitfahren?“ Der Eiserner nickte. Nicht ohne Furcht schwang ich mich auf den Tritt und betrat den Wagen. Niemand kam. Ich war der einzige Gast.

Wie lange ich saß, weiß ich nicht, denn die Uhr, die im Innern des Wagens hing, warf ihre eisernen Zehner wie Windmühlensügel in rasendem Tempo herum, daß Stunden Sekunden wurden. Mit einem Mal blieb sie stehn — ein blaues Licht flackte auf und im gleichen Moment flog der Wagen mit mir wie im Flug die Straße hinunter.

Am Ende der Straße hielt er. Ich erhob mich und verließ das Gefährt.

Da lagen schwindelnd hohe Häuser aus Stahl und Eisen vor mir. An ihren Außenwänden kletterten an eisernen Ketten unaufhörlich eiserne Wagen auf und nieder vor offenen Türen, in jedem Stockwerk haltend, aus denen große und kleine Eisenwesen traten oder in ihnen verschwanden.

Auch auf den schwarz gepflasterten Straßen wimmelten sie geschäftig hin und her mit kurzen dröhnenden Schritten, und jetzt sah ich auch, daß es nicht nur Männer waren. Die Frauen von Ferrum-Siderum waren kleiner und zierlicher. Sie trugen eine Art Ballettrock aus dünnem blauen Stahl und einen blauen Stahlhut auf dem Kopf. Ich sagte Mut und bog in eine Straße.

Seltamerweise sah mich niemand, blieb keiner stehn. Die schwarzen Augen von glattpoliertem Eisen sahen tot und starr geradeaus oder dorthin, wohin der Kopf mit hörbarem Ruck sich mechanisch drehte. Meine Neugier wuchs: Ich wollte sie sprechen hören. Aber sie blieben stumm. Nur einmal sah ich zwei Köpfe ganz kurz nicken und zwei Arme taktgleich an den Hutrand steigen — dann rannten die beiden Wesen wie Uhren weiter.

Keins schien Zeit zu haben. Alle rannten wie von der Tarantel gestochen. Auch Geschäfte waren in der Straße, aber ohne Auslagen. Die Scheiben trugen nur eine Nummer. Jeder Bewohner der Stadt wußte, was sie bedeutete. Was sie enthielten? „Wie kannst Du mich fragen, Bötter,“ schienen ihre Blicke zu sagen. Ich trat hinein, Kohlen und Eisen — Kohlen und Eisen. Was anders hätten diese Eisensöhne auch gebraucht?

Da sah ich auch schon Krieger nahen. In gleichem Takte, wie im Parademarsch die Eisenkeule auf der Schulter: Fors clavigera.

Von was lebten diese Wesen? Und wovon sollte ich mich sättigen? Denn der Morgen hatte mich hungrig gemacht. Ich trat auf eine Schöne zu, zog meinen Hut und fragte galant: „Schönes Kind, wo kann man wohl hier essen? Ein Knarren ging durch die Puppe, wobei sie dreimal den blaugehmelten Kopf zur Seite drehte. Das sollte heißen: „Kannitverstaant!“ Dann schloß sie weiter und in ein Haus hinein.

Wieder irrte ich durch die Straßen, von höllischem Hunger geplagt. Da las ich in einer dunklen, unheimlichen Gasse an einem Fenster: „Gasthaus zum Menschen“. Gottseidank! Ein tiefer Seufzer flog aus meiner Brust. Zögernd trat ich ein, voll Angst vor einer neuen, grausamen Enttäuschung. Aber steh da: Aus einer Ecke erhob sich die Gestalt eines Weibes — eines Menschenweibes, dessen Augen erstaunt den fremden Gast betrachteten. „Du bist ein Mensch?“ fragte mich die blaß und abgehärtet Dreinschauende. „Augenscheinlich,“ erwiderte ich, „und zu meiner Freude sehe ich eine engere Landsmännin vor mir. Was kann ich haben, um meinen Hunger zu sättigen?“ „Fische und als Trunk Eisenwasser aus einer nahen Quelle.“ „Sonst nichts?“ „Nichts! Was sollte es auch hier geben?“ „Auf welchem Land befinde ich mich?“ fragte ich angstvoll, und meine Haare begannen sich zu sträuben. „Du bist auf dem Merkur, dem Stern des Eisens!“ „Wie kommt es, daß Du hier lebst?“ Ein Seufzer entrang sich ihrem Innern. Auch ihre Augen glänzten tränenfeucht. Sie sagte: „Ich weiß es nicht. So lang ich denken kann, bin ich schon hier.“ „Und sprichst doch menschlich und verstehst mich doch?“ „Es ist mir selbst rätselhaft,“ entgegnete sie leise. „So mach mir Fische und gib mir zu trinken.“ Beides tat sie auch. Ich aß mit Eisengabel von einem Eisenteller und trank

das Wasser, das nach Stahl schmeckte. Als ich gesättigt und gestärkt war, fragte ich: „Was sind das für Wesen, die hier leben?“ „Eisenwesen mit Nerven aus Stahl.“ „An was glauben sie?“ „An ihre Kraft.“ „Sonst nichts?“ „Nein, sonst nichts.“ „Kennen sie die göttliche Liebe, die Menschen selig macht?“ Das Weib schüttelte trübe lächelnd den Kopf. „Liebe? Sie haben nicht einmal dafür ein Wort. Zu was sollten sie lieben?“ „Ja, wie — vermehren sie sich?“ „Auf künstliche Weise. Sie werden auf chemischem Wege gemacht.“ „So sind sie unsterblich, diese Seelenlosen?“ „Das nicht. Sie sind Maschinen. Sie sterben durch Ueberheizung oder Abnutzung. Und aus den Resten machen sie wieder neue.“ Mich schauderte. Eine lächterliche, sich selbst verschlingende Erneuerung ohne Ende. Ich dachte an Saturn und seine Sprossen. „Für was leben sie?“ „Für die Arbeit! Du hast gesehen, wie sie rennen und hasten. Es gibt für sie nicht Nacht noch Tag!“ „Was ist der Zweck dieser Arbeit?“ „Neue Arbeit. Ihre Welt, die künstlich ist, kann auch nur künstlich erhalten werden.“ „Kennen sie den Fortschritt?“ „Ja, den kennen sie. Du hättest Dir diese Frage selbst bejahen müssen. Immer seiner werden ihre Mittel, immer vollkommener ihre Maschinen, immer leichter bewältigen sie ihr Werk.“ „Aber sie selbst?“ „Bleiben immer dieselben.“ „Sie kennen keine Ruhe, keine Feier. Kein Aufatmen nach der Fron?“ „Nichts. Sie sind nur dazu da, ihr mechanisches Pensum abzuschnurren und rennen, tun und schaffen, bis sie abgenutzt zerbrechen.“ „Aber das Geld ist ihnen doch heilig?“ „Geld? Sie kennen es nicht. Was nützte es ihnen? Jeder hat den gleichen Raum wie alle, die Nahrung liefert ihnen ihre Arbeit — denn ohne Heizung könnten sie nicht schaffen. Und Heizung ist ihr Futter!“ „Ja, ich sah, sie schlingen glühende Kohlen.“ „Kohlen sind alles, was sie brauchen, und der Boden gibt ihnen unerschöpflich.“

Ich stand auf und trat auf sie zu. „Komm, stieh mit mir aus dieser Eisenwelt.“ „Ich kann nicht. Wo soll ich hin? Ich kann ja nirgends hin...“ „Und Du? Wohin willst Du?“ „Zurück zur Erde!“ rief ich und fühlte eine fremde Kraft in mir. Fest entschlossen gab ich ihr die Hand. Da merkte ich an dem Drucke ihrer Rechten, daß sie von Eisen war und schrie laut auf. Dann ging ich.

Draußen dunkelte es schon. Aber wie stygische Schatten rannten noch immer die eisernen Kolosse hin und her. Nach langem Suchen fand ich endlich den Markt. Dort standen noch immer im Schatten des einbrechenden Abends die Automobile. „Zum Hafen,“ rief ich dem Führer zu, der auf dem ersten saß. Er zog die Kurbel und im Nu lagen die Gassen und Straßen von Ferrum-Siderum hinter mir. Als ich mich umsah, sah ich mit einem Mal die ganze Stadt in feenhaftem grünen Lichte liegen. An meinem Wagen sprangen Lichter auf und in den Bogenlampen der Allee surrten die Drähte und stammten.

Mit einem jähen Ruck hielt das Gefährt. Ich stieg aus — vor mir lag von tausend Lichtern und Lampen erhellt der weite Hafen.

Vor der Mole lag ein hellerleuchtetes Schiff. Ich rannte die Mole hinunter und winkte und rief durch die hohlen Hände. Endlich kam ein Boot mit klatschenden Ruder schlägen heran und nahm mich auf.

An Bord fragte mich der Kapitän: „Nun, wie hat's Ihnen gefallen?“

Unfähig einer Antwort, starrte ich in den Brand des Abends wie nach Sodom und Gomorrha. Da fingen die Maschinen an zu stampfen, die Schornsteine warfen lange, schwarze Fahnen in den Himmel, und langsam glitt das Schiff aus dem Hafen.

Die kühle Brise tat meinen Nerven wohl. Ich wurde schläfrig und legte mich aufs Achterdeck. Mit einem Male war es mir, als sank das Schiff — schneller, immer schneller — tiefer, immer tiefer. Ich wollte schreien — die Angst schnürte mir die Kehle — da endlich — ein Krach — wo bin ich? —

*

Sonnenfläubchen tanzten um mich her — durch's offene Fenster hörte ich das Rauschen des Baumes und das Zwitschern eines kleinen Vogels. —

Da fühlte ich erlöst lebendig mein pochendes Menschenherz.

(Aus des Verfassers Novellen-Sammlung „Der Papagei.“
Mosaik-Verlag, Berlin.)

Ägyptische und mexikanische Pyramiden.

Ueber eine neugefundene Pyramide der alten Azteken berichtete die „Bosfische Zeitung“ folgendermaßen: „In der Nähe von Mexiko City ist in dem Hügel von San Cuicuilco eine Pyramide entdeckt worden, die viele Jahrhunderte lang unter vulkanischer Asche begraben war. Die Ausgrabung des historischen Bauwerks hat ein Meisterwerk alter Baukunst zutage gefördert. In vier Terrassen erhebt sich die aus vulkanischen Felsen erbaute Pyramide zu einer Höhe von 35 Meter, während ihre Basis etwa 130 Meter im Durchmesser ist. Die Archäologen sind gespannt, welche Schätze sie im Innern der Pyramide finden werden.“

Da der letzte Satz dieser Notiz einen fundamentalen Irrtum enthält, möchten wir bei dieser Gelegenheit auf den grundfalschen Unterschied zwischen den Pyramiden der alten Ägypter und der

Mexikaner kurz hinweisen, da der erwähnte Irrtum auf einer Verwechslung dieser beiden Gattungen von Bauwerken beruht.

Die Pyramiden der alten Ägypter dienen als Grabmonumente, ihr Schwerpunkt liegt demnach im Innern. Sie wurden aus großen Quadersteinen aufgebaut, um eine Grabkammer zu umschließen, die durch einen Gang mit der Außenwelt in Verbindung stand. Diese Grabkammern enthielten die Särge der betreffenden ägyptischen Könige, Cheops u. a., sowie ihrer Angehörigen, welche darin in der bekannten Mumienform beigelegt wurden. Dem Range der Bestatteten entsprechend waren die Wände der Grabkammern mit schönen Reliefs geschmückt, auf denen Darstellungen aus dem Leben in prächtiger Ausführung und mit bunter Bemalung zu sehen waren. Die Mumien selbst erhielten mancherlei Beigaben, vor allen Dingen reichen Schmuck, Gefäße, Figuren von Göttern, Menschen und Tieren, Blumenkränze u. a. Natürlich sind im Laufe der Zeit von mancherlei Schatzgräbern und Forschern die meisten Kostbarkeiten, insbesondere der Goldschmuck, aus diesen Gräbern entfernt worden, so daß auch hier nicht mehr allzuviel zu holen sein dürfte, da überhaupt nur wenige Pyramiden existieren und Ägypten wohl durchforscht ist.

Die Pyramiden der Ägypter waren zum Teil einige hundert Meter hoch und bestanden aus großen Quadersteinen, die mit unfäglicher Mühe von einer großen Anzahl Menschen aufeinander geschichtet sein müssen; diese Steine sind teilweise so groß, daß der Aufstieg auf eine Pyramide mit gewissen Schwierigkeiten verbunden ist; doch sind die Pyramiden der Ägypter auch gar nicht als zu erkletternde Bauwerke gedacht worden, und sie enden in einer schmalen Spitze, auf welcher nichts weiter zu stehen kam.

Anders die mexikanischen Pyramiden, deren Schwerpunkt gänzlich nach außen liegt. Auf ihrer breiten Spitze erhob sich ein Tempel, denn sie dienen nur als Unterbau zu solchen Gebäuden. Demgemäß bildet ihren Kern ein viereckiger, ziemlich niedriger Hügel, der aus Steinen und Erde aufgeführt und außen mit Mauerwerk verkleidet wurde. Es waren auch nur wenige große Terrassen, aus denen diese Pyramiden bestanden, doch führten in der Mitte ihrer Breitseiten Treppen empor, die es den Priestern und anderen Personen ermöglichten, zum Tempel zu gelangen; zuweilen sind an den Außenseiten dieser Bauwerke Verzierungen angebracht.

Wir sehen also, daß ein grundlegender Unterschied zwischen den Pyramiden der alten Ägypter und denen der alten Mexikaner besteht. Die einen dienen als Grabgewölbe, das zur Sicherung von riesigen Steinwänden umgeben wird, die anderen stellen einen massiven Unterbau dar, auf dem sich in alter Zeit die Tempel der Azteken erhoben. Gewiß mag sich in einer solchen mexikanischen Pyramide gelegentlich einmal ein Gegenstand, etwa eine Steinfigur oder ein Tongefäß finden, doch sind derartige Funde ganz zufällig und sind nicht mit den reichen Schätzen der ägyptischen Pyramiden zu vergleichen.

Dr. R.

Mein Ehrtrug.

Du kannst erzählen, viel erzählen!

Du sagst mir's manchmal, wie ich mich freute, wie stolz ich war, als ich dich zum ersten Male gebrauchen durfte. Du erinnerst mich jeden Tag auf's neue daran, daß ich, bevor ich dich besaß, oft lange vor einem Schaufenster stand und dich mit sehnsüchtigen, glänzenden Augen betrachtete!

Biel, viel hast du mit mir erlebt. Seltsame Zeiten hast du durchmachen müssen. Erst die schöne Zeit deiner Einweihung, während der ich so grenzenlos glücklich mit dir war, dann folgte aber eine Zeit, in der du mir vollkommen gleichgültig wurdest; ich nahm dich allmorgendlich, wie selbstverständlich, in die Hand, trug dich zur Arbeitsstätte, selbst dein Essen aus, mir war es gleich, ob sich deine Emaillehaute allmählich abblätterte, und ob mich die Leute deinetwegen auslachten.

Aber nun kam eine noch schlimmere, längere Zeit, in der ich dich hatte. Mit Seufzen — nicht mehr gleichgültig — trug ich dich; mißmutig schlürfte ich aus dir das gewärmte, schlechte Essen. Ich ließ mich versuchen und hastete auch alle die Menschen, die keinen Ehrtrug zu tragen brauchen, die nicht einmal zur Arbeit gehen müssen. Ja, ich weinte. Und jetzt?

Jetzt bin ich wieder stolz auf dich! Ich bin stolz darauf, daß ich dich tragen darf. Wir sind wieder gute Freunde, und unsere Freundschaft wird dann fester, immer fester, wenn mir die Wirklichkeit, der graue Alltag, am unerträglichsten wird. Würdest du mir jetzt genommen, so bedeutete das eine blutende Herzwunde.

Nimm dies als meinen größten Dank für deine Treue: wenn ich dich später einmal nicht mehr brauchen sollte, wenn ich werde krank und schwach geworden sein und mir in meinen letzten Tagen Ruhe gönnen darf, dann sei dir ein Ehrenplatz gewährt in meinem kleinen Stübchen! Dann schmücke ich dich mit Blumen und verehere dich wie ein Priester seine Heiligen.

Lacht mich aus nach Leibeskräften, ihr Philister, ihr Schlemmer, ich lache noch herzlicher, weil ihr ein solche Freude in eurem noch ärmeren Leben nicht kennt!

Bernhard Buschmann.

Mütterlichkeit.

In frühen Tagen, als das Blut mir brannte,
Als stark und frisch sich straffte junger Leib,
Erstand der Wunsch mir, wär ich doch kein Weib,
Da Mannesmacht die Welt ihr eigen nannte,

Da man uns hilflos in das Leben sandte
Zu halbem Ernst, zu halbem Feiervortreib, —
Und jedem freien Wollen scholl ein „bleib,
Das enge in geprägte Form uns bannte.

Nun seh ich Tage mir vorüber eilen,
Die ihr Stunden all im Blute röten
Nun nenn ich gern ein Frauenschicksal mein,

Denn mein ist Recht zu helfen und zu heilen,
Und mein sind Hände, die nicht Brüder töten,
Und allem Kranken darf ich Mutter sein.

Deni Ledmann
(„Es singt das Meer“, Verlag Wolf v. Karnahl, Weimar).

Der Angelpunkt des Okkultismus.

Von Friedrich Wendel.

Was viele, die um den gesetzmäßigen Ablauf entwicklungs-geschichtlicher Vorgänge wissen, unserer Zeit vorausgesagt haben, ist eingetroffen: die okkultistische Welle ist da. Sie ist da als Produkt einer gesellschaftlichen Verfallsperiode, die durch eine der schwersten Katastrophen noch besonders beeinflusst worden ist. Unfähig, wirtschaftlich, staatlich und gesellschaftlich noch konstruktiv wirken zu können, unfähig deshalb, dem Leben der Menschen noch ideellen Inhalt geben zu können, entläßt die bürgerliche Welt, einst eine Welt betont rationalistischer Neigungen, ihre vor den stürzenden Balken morsch gewordener Ideologie flüchtenden Kinder in das nebulöse Reich „spiritueller Hintergründe“. Die dumpfe Mystik des abgestorbenen Hellenismus in der in Prunk und Pracht verfallenden römischen Gesellschaft, die mythischen Widerlichkeiten der Satansmessen in der Todesstunde des französischen Absolutismus, die von Gesundheits- und Theopropheten gepöbelte Frömmerei des letzten Hohenzollern, die Kaputin-Atmosphäre am Hofe des letzten Romanow, die Anthroposophie und der spiritistische Kokainrausch unseres Bürger-tums — es wächst das alles auf einem Holz.

Da viele nachsichtig und tolerant genug sind, mit „Unvoreingenommenheit“ an die Betrachtung der okkultistischen Bemühungen zu gehen, so sei hier der Versuch unternommen, das ganze Gebiet einer kritisch-gründlichen Untersuchung zu unterwerfen. Der Angelpunkt des ganzen ist die Behauptung von der Existenz der Fortdauer der geistigen Kräfte des Menschen nach der Auflösung des Körpers. Man hält diese geistigen Kräfte des Menschen, in ihrer Gesamtheit Seele genannt, für ein unvergängliches Etwas im Gegensatz zu den Bestandteilen des Körpers, die man für vergänglich hält. Die Existenz des Unvergänglichen soll sich mittelbar durch Medien und unmittelbar durch Klopftöne, die die Sprache ersetzen, oder durch aller Augen sichtbare Geistererscheinungen manifestieren können.

Es äußert sich hier in der Behauptung von vergänglichen und unvergänglichen Dingen und Stoffen der Natur jene alte naive-primitive und nachlässig-schludrige Naturbeobachtung, die eigentlich schon seit Leibniz' Tagen überwunden sein sollte. Die aufmerksame und scharfe Beobachtung entdeckt weder vergängliche noch unvergängliche Stoffe, sie entdeckt nur eine ein-einige Materie, die bestimmten Gesetzen folgend, dem Wechsel der äußeren, der Formerscheinung unterworfen ist. So erscheint denn also auch der Tod irgendeines Organismus nicht als eine irgendwie bewirkte Scheidung in vergängliche und unvergängliche Stoffe, sondern als die Auflösung einer bestimmten, unter einer bestimmten Formel gebundenen Menge Materie. Was die Auflösung bewirkt, ist zweifellos die Abnutzung der zu bestimmten Zweck gebundenen Materie. Wer nun aber gerade in dieser Abnutzung den springenden Punkt der Affäre zu erblicken das Bedürfnis hat und in ihr die fatale Ursache des schrecklichen Unglücks sieht, einmal aufstehen zu müssen von der Tafel der Genüsse, der möge ein wenig tiefer in der Betrachtung der Zusammenhänge des Naturgeschehens graben.

Es liegt dem unendlich vielfältigen Gestalten der Natur, überblickt man die Reihe der Organismen in ihren vielen Abstufungen und Verzweigungen, zweifellos das Bestreben zugrunde, zur Schöpfung eines Organismus zu kommen, der zur vollen Erlebensfähigkeit der durch die Natur dieses Planeten bedingten Erlebensmöglichkeiten befähigt ist. Anders läßt sich die Tatsache, daß einmal eine lange Entwicklungsreihe von Organismen vorliegt und daß innerhalb dieser Entwicklungsreihe ein zweifellos Bervollkommnungsprozeß hinsichtlich der Befähigung der Organismen, erleben zu können, wahrgenommen wird, nicht verstehen. Das Erleben der durch die Natur des Planeten bedingten Erlebensmöglichkeiten äußert und erschöpft sich nicht im vegetativen Leben, es erschöpft sich zurzeit in dem, was den Komplex der geistigen, der künstlerischen, der geläutert-kulturellen Erlebnisstadien des Menschen ausmacht.

Nun aber wissen wir, daß der Körper des Menschen, dieses bewunderungswürdige Instrument der Erlebensfähigkeit, aus den Stoffen gebildet ist, aus denen alle übrigen Organismen gleichfalls gebildet sind. Es ist die große, erhabene Tat des naturwissenschaftlichen Zeitalters, das geistige Gut der Menschheit um die Entdeckung bereichert zu haben, daß es lediglich das Eisen, der Wasserstoff, der Sauerstoff, oder was man sonst für Elemente nehmen mag, sind, die,

unter bestimmter Formel vereinigt, im Hirn des Menschen fühlen, denken und erleben. Es ist die Entdeckung, deren Wesen ein Goethe dichterisch kündete in den „Faust“-Worten:

„Erhabener Geist . . .
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen!“

Es ist eine Entdeckung, deren Folgen sich in ihrer vollen philosophisch-revolutionären Bedeutung erst in der Zukunft auswirken werden. Wir haben, was unser Weltbild in all seinen Wirkungen auf die geistigen Disziplinen und gesellschaftlichen Verhältnisse angeht, die streng anthropozentrische Einstellung überwunden und nähern uns einer Einstellung, die in diesem Zusammenhang als geozentrische bezeichnet werden mag. Es ist kein phantastisch-schweifender, sondern ein logisch bedingter Gedanke, daß in jenem naturhaften Prozeß des Ringens um einen Organismus gesteigerter Erlebensfähigkeit die Erscheinung des Menschen durchaus nicht den Schlüsselpunkt, sondern gleichfalls nur eine Etappe darstellt. Richtig natürlich ist es, Betrachtungen darüber anzustellen, wie eine höhergeartete Spezies beschaffen sein mag. Wer sich unbefriedigt fühlt von seinem Menschendasein, führe es nicht etwa auf eine Sehnsucht nach jener höher gearteten Erscheinung zurück, er erkenne vielmehr, daß es in der Hauptsache für die geistigen gesellschaftlichen Einrichtungen sind, die sein und anderer Leben nicht zu jener Kostbarkeit machen, die zu erreichen das Leben des Menschen die Anlage und die Berufung hat.

Ist nun aber die Summe der „geistigen“ Affekte und Funktionen des Menschen an den Körper gebunden, nur durch ihn möglich und nur für ihn bestimmt, so ist es unmöglich, körperhaft bedingte Affekte und Funktionen ohne Körper sich denken zu können. Die verächtliche spiritistische Behauptung, daß gut 99 Prozent aller jenseitigen Äußerungen Äußerungen „abgeschiedener“ „Seelen“ sind, erweist sich so als eine Folge spottschlechter Naturbeobachtung und mangelnder logischer Fähigkeiten. Was übrig bleibt an ungeklärten Erscheinungen, möge Gegenstand der exakten Forschung sein, die sich ja bereits mit Erfolg auf diesem Gebiet bewegt. Was den Okkultismus als Verfallsmoment der bürgerlichen Klasse erscheinen läßt und ihn in bestimmter Hinsicht gefährlich macht, ist die pseudowissenschaftliche Fundierung der sogenannten Sensitivität in irrational-metaphysischem Sinne.

Möge der, der mit nicht immer angebrachter nachsichtiger Toleranz an die Betrachtung der okkultistischen Neigungen geht, sich stets fragen, bei wem sich diese Neigungen offenbaren: er wird leichter und schneller hinter der angeblichen Rästel Lösung kommen!

Der Blumengarten.

Von Ewen Ellström.

Soll ich euch den Blumengarten beschreiben? Ich kann es nicht. Einfach — er war ein Stück aus dem Herzen der Natur. Farbenbunt, glühend in seiner vielfältig leuchtenden Pracht. Kurz — man konnte grün vor Neid werden.

Dieser Blumengarten gehört Herrn Eufenius.

Herr Eufenius ist ein Mann, der seine Zeit richtig einzuschätzen wußte. Man nennt solche Leute auch Krieger, oder Revolutionsgewinnler. Kurz — er gewann Geld, indes andere solches verloren, er vervielfältigte es, er häufte Haufen auf Haufen — schließlich packte ihn der Ueberdruß. Er kehrte zur Natur zurück.

Indem er erstens heiratete und zweitens sich ein Landgut kaufte. Und mitten darin einen Garten, ein Gedicht von Blumen und Blüten. Er verstand nicht viel davon, aber er roch gern daran.

Übrigens ist er kein schlechter Kerl. Man muß nicht schlecht sein, wenn man die Zeit richtig einzuschätzen weiß. Nur anpassungsfähig. Also er war nicht schlecht — er war sogar gutmütig, obwohl Gutmütigkeit einen elenden Charakter nicht ausschließt. Er war so gutmütig, andere Leute in seinem Garten riechen zu lassen. Man ist ja nicht so!

Also — er ließ uns riechen. Er führte uns an den wohlgepflegten Beeten vorbei, über die frisch präparierten Kieswege und zeigte. Manchmal sagte er: „Bitte, ziehen Sie 'mal andächtig durch die Nase!“ Dann zogen wir: „Aaaaah — fabelhaft!“ Es roch einfach berückend. —

Auch Professor Semm, der große Botaniker und Zwangsvegetarier, war dabei — der roch das alles mehr mit Kennernase. „Seltsam“, rief er plötzlich, „ein gelungenes Experiment — bitte — prüfen Sie — eine Rose, die nach Veilchen duftet — — —“

„Ei verflucht“, tat Herr Eufenius, „sollte ich mich da in der Flasche geirrt haben?“

„Wieso?“ fragte der Professor.

„Na glauben Sie — die Blumen würden von selbst so stark duften — diesen reizvollen Geruch ausströmen, der drei Kilometer weit bemerkbar ist. Ich muß natürlich den Garten jeden Tag von neuem mit Parfüm besprennen. . .“

„Schade“, sagte der Professor enttäuscht, „ich hätte mich wirklich gefreut, wenn die Rose einen natürlichen Veilchenduft gehabt hätte — — —“

Der Professor weiß eben die Zeit nicht richtig einzuschätzen. . .

Aus der Geschichte des Branntweins. Bei seinem ersten Erscheinen in Deutschland wurde der Branntwein sehr begeistert aufgenommen. Er kam, wie das Buch des Florentiners Thaddäus beweist, aus Italien als ein wunderläufiges Arzneimittel zu uns, das die Bewohner von Modena durch arabische Händler kennen gelernt, in Zeiten besonders ergiebiger Weinlesen zu brennen begannen und vom Anfang des 14. Jahrhunderts an nach Süddeutschland ausführten. Der Kardinal Vitalis de Turno preist den Branntwein in jener Zeit als wahres Lebenselixier. Um 1360 wird er hier und da auch schon außerhalb der Apotheken verschickt, und im Jahre 1440 wird ein Vikar, den sich Kaiser Friedrich III. in Graz nach seinem besonderen Geschmack bereiten ließ, in weiteren Kreisen bekannt. Michael Schrid, Doktor der Arzneigelehrsamkeit, zählt in einem 1483 in Augsburg erschienenen Buche 37 einzelne Leiden auf, bei denen er als Medikament besonders wirksam sei. Im Jahre 1493 erscheint unter dem Titel „Wem der Gebrandt Wein nuß sey oder schad, Und wie Er gerecht oder fälschlich gemacht sey“ das erste den Alkohol in deutscher Sprache verherrlichende Gedicht.

Bald aber wendet sich das Stillsitzen. Die heftige Reformationsordnung von 1509 bestimmt: „Wer gebrandten Wynn feil hat, soll niemandt gestatten zehen in synem Huse. Es sei Heilig- oder Werktag, sondern den gebrandten Wynn in seinem Huse verlaufen.“ Im Jahre 1558 wird sogar verordnet: „Wir finden zu verordnen, daß solch übermäßig Saufen des brannten Weines gänzlich abgestellt, und damit kein Gelach mehr, weder von Wirten, Bürgern, Bauern, Edlen und Knechten gehalten, auch der gebrandte Wein hierzu nicht, sondern allein kranken und gebrechlichen Manns- und Weibspersonen verlastig sein, die dagegen handeln, sollen des Branntweins verlastig sein, zur Hälfte für uns, zur anderen Hälfte für auch, unsere Amtknechte.“ Neuere Forschungen haben dargelegt, daß das schnapsfrohe Rußland allen anderen Ländern in der Einführung des Branntweins voraus war. Schon zur Zeit des heiligen Wladimir (980—1018) bezeichnete man ihn als die Freude des Volkes. Spätere Zaren waren aber dem Feuerwasser nicht wohlgesinnt. Basilij III. Iwanowitsch gestattete das Branntweintrinken nur den Streikern, denen er aber in Moskau, damit sie die Bürgerschaft nicht zum Trinken verführten, einen besonderen Stadtteil erbaute. Boris Godunow aber meinte kurzerhand, er wolle eher einem Räuber oder Mörder verzeihen, als einem, der es wagen würde, eine Branntweinschenke zu eröffnen.

Naturwissenschaft

Eine der nützlichsten Pflanzen. Es gibt wohl auch andere Gewächse, von denen jeder einzelne Teil verwertet werden kann, z. B. die Agave oder die Banane; aber sie besitzen nicht die Verbreitung und auch nicht die einzigartigen Eigenschaften des Bambus. Zwar steht er als Nährpflanze nicht im Vordergrund, obgleich seine jungen Schößlinge als Gemüse genossen oder in Essig eingemacht werden, das haferähnliche Korn als Brotfrucht Bedeutung hat und eine brasilische Bambusart in den Halmen eine süße, trinkbare Flüssigkeit enthält. Aber abgesehen davon ist die Nützlichkeit des Bambus so groß, daß manche Völker gar nicht wissen würden, wie sie ohne ihn auskommen sollten. Aus seinen jähen, leichten und sehr harten Halmen werden nicht nur Häuser gebaut, sondern in ganzen Dörfern und Städten ist er überall als Material zu finden. Einzelne, die wie die Hauptstadt von Siam, auf dem Wasser errichtet sind, schwimmen auf Flößen von Bambus, über das Wasser führen Brücken aus Bambus, und das Wasser selbst fließt in Leitungen aus Bambusrohr. Möbel und allerlei Hausgerät aus Bambus dienen dem Gebrauch, Bambus schmückt als Körbchen und Kästchen, zu Matten und Vorhängen geflochten die Wohnräume, seine Abfälle polstern die Möbel, seine harten Teile werden als Messer, ja als Wehstein für eiserne Werkzeuge gebraucht. In Bambusröhren wird sogar gekocht, Musikinstrumente und Waffen sind aus ihnen hergestellt, und Spazier- und Regenschirmstiele ebenso wie Garten- und Balkonmöbel sind ja auch in Europa weit verbreitet.

In mancher Hinsicht jedoch wird der Bambus, worauf das „Wissen“ hinweist, seine volle Brauchbarkeit erst in der Zukunft entfalten. So kommt das mit seiner Hilfe hergestellte Papier im Abendland erst jetzt zur eigentlichen Schätzung und allmählichen Verbreitung, während es bei den Chinesen überhaupt der älteste Stoff für die Papierbereitung oder für den Papierersatz gewesen ist. Jedoch wissen sie auch heute noch kein gutes Papier dieser Art herzustellen. Auch hier haben die Japaner die Entwicklung zu einer Industrie von moderner Art zuerst vollzogen. Bis zur Einführung von Bambuspapier auf dem Weltmarkt scheint es jedoch ein ziemlich weiter Weg zu sein, da sich der Preis zu hoch stellt. Bisher hat man auch aus diesem Grunde darauf verzichtet, reines Bambuspapier zu verfertigen, sondern mischt den Bambusteig mit Holzbrei. Auch darin aber werden sich ohne Zweifel bald Wandlungen vollziehen.

Kaken ohne Schwänze. Eine der Berühmtheiten Japans, nach denen die Besucher immer zuerst fragen, sind die schwanzlosen Kaken. Der Name ist eigentlich nicht richtig. Ein Stummel ist immer vorhanden, und eine anatomische Untersuchung ergibt, daß diese Kaken genau dieselben und ebensoviel Schwanzwirbel haben wie unsere normalen Kaken, nur sind sie verkümmert. Die schwanzlosen Kaken sind übrigens auch in China, Siam usw. verbreitet. Die Vorliebe dieser Völker für ungeschwänzte oder kurzgeschwänzte Kaken erklärt

sich aus dem schlangenartigen Aussehen eines langen Kakenschwanzes, wenn dieser hin und her geschwenkt wird. Langschwänzige Tiere, wie auch der Fuchs, stehen in diesen Ländern im Geruch der Zauberei; ein Fuchs kann sich, wenn er will, in alle möglichen Gestalten verwandeln, er bezeugt auch die Menschen, so daß sie Dinge sehen, die gar nicht da sind. Einer langschwänzigen Kake würde ein richtiger Ostasiat, wenn er sie überhaupt am Leben läßt, sicher den Schwanz abschneiden. Es gibt auch Kaken mit kurzen, dünnen Schwänzen, nach Art der Schildkröten. Da nun die Schildkröte ein glückliches, heißendes Tier ist — sie gilt als Symbol eines langen Lebens —, so erfreuen sich auch die Kaken mit solchen Schwänzen großer Beliebtheit. Führer von Oshunkan zahlen dafür jeden Preis, denn eine solche Kake an Bord schützt gegen Schiffbruch. Ein eigenartiges Verhängnis macht, daß diese schildkrötenschwänzigen Kaken ziemlich selten sind. Man kann sie nicht züchten, denn infolge einer noch unauflösbaren Ursache sind es stets Kater! In Europa gilt es gerade nicht als Schmeichelei, wenn man ein weibliches Wesen eine Kake nennt. Im Ostasien heißen die lebenswürdigen Gesellschaftsmädchen, die in Japan Geisha genannt werden, „Kako“, d. h. Kaken, vermutlich auch in Hinblick auf ihre zauberhaften Eigenschaften.

Technik

Das „Echolot“. Die verschiedenen Verfahren, durch Lotung auf geometrischem Wege die Meerestiefen zu messen, kranken sämtlich daran, daß sie unzulänglich, zeitraubend und meist ziemlich ungenau sind. Außerdem lassen sie sich nur bei günstigem Wetter anwenden. Man hat daher bereits mehrfach den Versuch gemacht, auf indirektem Wege, z. B. durch Messung der Zeit, innerhalb der nach Erzeugung eines Schalles die vom Meeresboden zurückgeworfenen Schallwellen die Oberfläche wieder erreichen, durch Bestimmung der Fallzeit eines schweren Körpers, durch Ermittlung des Wasserdrucks am Meeresboden, durch Schwerkraftmessungen usw. Tiefenmessungen auszuführen. Von diesen Verfahren ist das akustische nach einem Bericht von „Natur und Technik“ neuerdings so vervollkommen worden, daß es von der Schiffsbemannung ohne weiteres praktisch angewandt werden kann.

Es handelt sich dabei um das von A. Behm in Kiel konstruierte Echolot. Es genügt bei dieser Einrichtung, nacheinander auf drei Knöpfe zu drücken, worauf ein Lichtstrich an einer Scala ohne merkbare Verzögerung die Wassertiefe anzeigt, die sich im Augenblick des Druckes auf den dritten Knopf unter dem Kiel des Schiffes befindet. Die Genauigkeit der Angaben beträgt etwa einen viertel bis einen halben Tiefenmeter, ist also nicht nur für praktische, sondern wohl auch für alle wissenschaftlichen Zwecke ausreichend.

Die Vorteile dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Der Schiffsführer ist jederzeit, auch nachts und bei schlechtem Wetter, in der Lage, ohne besonderes Personal zu beanspruchen, in ganz kurzen Zeitabständen zuverlässige Lotungen auszuführen. Das Verfahren von gefährlichen Küstengewässern, besonders in der Dunkelheit oder bei unsichtigem Wetter, wird durch die akustische Tiefenmessung erheblich an Sicherheit gewinnen, aber auch für Vermessungszwecke dürfte sie sich vorzüglich eignen. Wenn es gelingen wird, den Meßbereich des Behm-Echolots, das jetzt nur für geringere Tiefen eingerichtet ist, auch auf die größeren Meerestiefen auszubehnen, wird es den Kabeldampfern eine bedeutende Erleichterung ihrer Aufgabe bringen. Eine Anpassung des Verfahrens an die Zwecke der Luftfahrt ist gegenwärtig in Arbeit.

Aus der Praxis

Wieviele Blüten ergeben ein Kilogramm Honig? Neben dem unmittelbaren Nutzen, den die Bienen uns durch den Honig bringen, nützen sie auch noch mehr mittelbar dadurch, daß sie als Blütenbestäuber oft für einen viel reicheren Fruchtanfaß sorgen, als er ohne ihre Besuche eintreten würde. Dieser Nutzen ist schwerer abzuschätzen, ist aber viel größer, als gemeinlich angenommen wird. Einem sehr lehrreichen Aufsatz in der Zeitschrift „Natur und Technik“ entnehmen wir, daß Armbruster die Zahl der Blüten, die ihren Nektar hergeben müssen, damit die Bienen ein Kilogramm Honig (mit dem normalen Wassergehalt von 20 Proz.) machen können, auf Grund von besonderen Untersuchungen berechnet. Dabei nimmt er einen etwas hohen Mittelwert des Zuckergehalts des Blütenektars an, nämlich 35 Proz. Es gibt natürlich auch Blüten mit Nektar von geringerem Zuckergehalt, sehr niedrig ist er in den bekannten großen Nektarkropfen der Kaiserkrone, aber in manchen Blüten erreicht er auch höhere Werte. Um ein Kilogramm Honig zu machen, müssen die Bienen ihres Nektars berauben mindestens: bei Krokus 6 000 000 Blüten, bei Löwenzahn 125 000 Köpfchen, bei Espargelle 4 000 000 Blüten, bei Robinie 1 600 000 Blüten, bei Fuchse 100 000 Blüten, bei Erbe 80 000 Blüten. Diese Zahlen stellen jedoch die Mindestzahl der Blütenbesuche dar, einmal, da der Honiggehalt des Nektars reichlich hoch berechnet ist, und sodann, weil manche Besuche ergebnislos verlaufen. Es ist deshalb die Zahl der bloßen Besuche von Blüten und damit die Zahl der Bestäubungen, bis ein Kilo Honig beisammen ist, höher anzunehmen und darf z. B. für Krokus wohl auf etwa 20 Millionen Bestäubungen berechnet werden. Durch die genannte Zahl werden etwa 30 Kilogramm Krokusfrüchte erzeugt, d. i. das Saatgut für 2½ Hektar Ansaat dieser Kulturpflanze. Der Wert dieses Saatguts war 1920 etwa das 60fache des Wertes von 1 Kilogramm Honig.